

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herold.

Grand Island, Neb., Donnerstag, den 19. Oktober 1916

Drei Frauen.

Novollette von Richard Eisner.

Das war ein erregter Augustabend, als der Bürgermeister des kleinen, freundlichen Saaledorfes den Wobilmachungsbefehl an die Hausfür des Gasthauses „Zum Rosenkranz“ nagelte. Alle waren erschienen, selbst die ganz Alten die sonst in diese Zeit höchstens auf der Bank daheim vor dem Hause zu sitzen pflegten.

Rede und Gegenrede durchdrangten das Gastzimmer. Die Burtschen riefen: „Hurra!“, und die Alten hörten, — die Zukunft hing befragend, — den zuversichtlichsten Auseinandersetzungen des alten Lehrers zu. Bei den Jüngern war Max der junge, lebensfrohe Rosenkranz, der Feld des Abends.

Er mußte schon übermorgen, am zweiten Wobilmachungstag, in der Garnison sein. Scherzend reichte er die Gläser den Gästen, empfahl sein junges Weib während der Zeit seines Fortbleibens ihrem Schutz und versprach dafür, tüchtig auf die Feinde einzuhaufen zu wollen. Die junge, stattliche Wirtin Anna, oftmals befragt, ob es ihr nicht bange sei, den Mann gegen den Feind ziehen zu lassen, hob den blonden Kopf stolzer denn je in den Nacken, klopfte ihrem Max auf die Schulter und sagte heiter: „Du kommst schon wieder, gelt?“ Der aber schaut innig in die strahlenden Augen seines mutigen Weibes und war stolzer auf sie denn in früheren Tagen. — Die Burtschen riefen dann wohl: „Freilich muß er wiederkommen, freilich, so einen Wirt kriegen wir nicht wieder, haben's lange genug mit den Weibern allein aushalten müssen; mit der alten Kiele sowohl wie mit der stillen Bertha!“

So hatte man geachtet, erwogen, erzählt, getrunken und war schließlich heimgegangen.

Anna aber und Max schritten still in die Kammer. Und als sich das junge Weib über die Wiege ihres kleinen Mädchens neigte und nun den neben ihr stehenden Mann ansah, da lag zu ersten Male auf seudenden Augen etwas wie Sorge. Max aber ergriff fest ihre Hand, und mit einem bestimmten: „Ich komme schon wieder!“ drachte er für diesen Abend Ruhe in das bange Herz der jungen Frau.

Am nächstfolgenden Tag ging er davon. Niemand sollte ihn begleiten. Kurz und innig war der Abschied von den Seinen; und Freunde und Gäste, alt und jung, riefen ihm, als dem ersten, der fortging, mehr als einmal ein herzliches Wiedersehen nach.

Freilich, die Gäste hatten guten Grund, so zu rufen, denn bis vor kurzem belagte man sich, daß dem „Rosenkranz“ der Wirt fehle. — Zum Gasthaus gehöre eben ein Mann. Eine Wirtin wäre ja auch nicht zu verachten, doch jung müßte sie sein und vor allem lustig. — Die beiden Frauen aber, die seit Jahrzehnten die Geschäfte drinnen besorgt hatten, jung waren sie auch einmal gewesen, — lustig aber, lustig hatten sie nur wenige gesehen.

Mit der Ältesten, der siebzehnjährigen Rita, war noch dann und wann etwas anzustellen. Die Großmutter im Dorfe wußten zu erzählen, daß sie früher einmal ein Teufelsweib gewesen sei und wirklich, wenn sie jetzt einmal, auf dem Krüschhof gestützt, von der böher gelegenen Hintertür durch die offene Tür das Gastzimmer so schmerzhaft überblickte, die Gäste fühlten es gleich: dort oben steht die Herrin! — Nicht unten bei ihnen. Da stand meist die andere, die Schwiegertochter der Alten, auch schon um die Fünfzig; eine kleine, stille, immer grau gefärbte Frau. Immer freundlich, immer sauber; aber schweigend und finnen, als könnte sie etwas recht Betrübenendes nicht wieder vergessen. Bertha hieß sie und wenn der trunkeste Schmiel am Sonntag seine Wige machte und sie stets „Edwone Bertha“ nannte, so nahm sie die Ansprüche hin, gleichgültig wie der Bureauksreiber den trübten Himmel. Und wenn der Schmiel rief: „Berthchen, lache doch mal, da trinke ich gleich noch eins,“ so schaute sie meist verlegen in die Ecke und flüchte es: Du bist hier nicht am Plage. Die Burtschen kamen bei ihr nicht auf ihre Kosten. Sie wollten spazieren, wollten lachen und laut werden. Die stille graue Bertha aber drückte jede Fröhlichkeit herab.

Da schämte oft die alte Rita hinten in der kleinen Stube, wo sie zusammen das Essen einnahmen: „Mußt dich aufraffen, Bertha, kannst nicht ewig trauern. Ich tue es auch nicht und habe meinen Mann früher verloren als du. Und war nicht der meine noch ebendrin mein Sohn?“ Dann

seufzte Bertha tief: „Das ist auch nicht zu vergleichen.“

Freilich, der Mann der alte Rite war im Felde geblieben, damals 1864 in dem Krieg um Schleswig-Holstein. Er war als Held gestorben, und die alte tapfere Rite hatte sich allzeit zu trösten gewußt. „Die Frau soll das Haus bewahren im Frieden, der Mann aber im Krieg!“ So schloß sie stets die Erklärung vom Tode des Mannes, der am Strande von Alsen begraben lag.

Derart konnte sich Bertha keinen Trost zusprechen, denn der Mann war daheim aus dem Leben gegangen und noch dazu freiwillig; ja, freiwillig aus Lebensüberdruß. Man hatte es sich nie erklären können, warum der lustige Sohn der alten Rite, der kräftige, allzeit spöttelnde Wirt zum „Rosenkranz“ zum Strich geiffen hatte. — Zu Bertha hatte er nicht gepaßt, das wußten sie alle, das wußte Bertha selbst am besten, und vielleicht darum auch schweigend sie stets. Und wenn die alte Rite an einem guten Tag den Schmerz ihrer ganzen Vergangenheit vergessen konnte und den Gästen erzählte von Anno 64, als der rote Prinz, der schneidige Friedrich Karl, ins Feld ritt, dann sah sie stumm das oder schlich sich leise davon, daß nicht irgend ein Vorläufer ihr geschlossenes Buch des Lebens öffnen möchte.

So war es meist ernst im „Rosenkranz“ und nicht sonnig und heiter, wie es in einem Gasthause sein sollte. Darum hatten schon jene Gäste als Burtschen gebremst, jene, die längst gefreit und jetzt als Wäler am runden Stammtisch den Ernst eher ertragen.

In den letzten Jahren war ja nun manches besser geworden. Ihre Tochter, die große blonde Anna, mit den hellen Augen der Großmutter und dem scharfen Wige ihres verstorbenen Vaters, wußte jeder Anrede zu dienen. Jahn Burtschen um sich herum, einer immer leger als der andere, immer scharfsünniger in der Rede, das hatte sie gern. Sie wußte es: Siegerin bleibst du immer, immer, mögen sie nur reden, mögen sie nur witzeln, je toller desto besser! — Sie wußte es, zu weit ging keiner, auch nicht mehr der feurige Max, stolzeher Tänger im Dorf und zweiter Sohn des wohlhabenden Waffermüllers. Einmal hatte er es versucht, ihr etwas Unschönes zu sagen. Sie aber antwortete nicht darauf, ließ ihn stehen und kümmerle sich ein ganzes Jahr lang nicht um ihn. Das hatte Eindruck gemacht auf alle, selbst auf die Zudringlichsten. Den größten Eindruck aber auf Max selbst. „Teufel auch, so ein Weib!“ schloß es ihm immer wieder durch den Kopf; und trotz der abweisenden Behandlung Annas war er immer und immer wieder in den „Rosenkranz“ gekommen. Vergerte sich oft darüber, — und ärgerte sich noch mehr, wenn er daheim geblieben war. — Teufel auch, solche Augen hatte keine in der ganzen Umgebung, und dieser Ton der Stimme, diese Haltung, wenn alle sie umstanden. „Nun erst recht, nun erst recht!“ hatte er sich gesagt, „sie soll schon tieren werden!“ Und sie wurde es, weil er es zuerst geworden war. Der hitzige Max hat ihre abweisende Art nie verhöhnt, nie belächelt; und Anna bemerkte recht wohl, wie er, der sonst so stolz, um ihre Willen ruhig jeden Spott seiner Freunde einließ, die meisten dabei des alten Struches gedendend von dem, der zuletzt lacht.

Und er hatte wirklich zuletzt gelacht und Anna mit ihm, und sie hatten sich gelüßt und geheiratet, und niemand war eigentlich zuguterletzt groß darüber verwundert. Denn die zwei gehörten eben zusammen, das war letzten eines jeden Meinung, und eine Zeit des Schmolzens gehörte eben zu jeder richtigen Liebesgeschichte.

Da war mit einem Male nieder Leben im „Rosenkranz“ und Sonne, glühende Sonne, gerade dann, wenn es den ganzen Sonntag-Nachmittag draußen regnete. Da gingen auch die Ältesten wieder in die Schenke, die Ältesten, die sich so froher Tage nur aus den ersten Gejahren der alten Rite erinnern konnten. Die aber stiedte nur noch ganz selten den Kopf mit den seit zusammengereiften Lippen, der großen herrischen Nase und den scharfen, suchenden Augen durch die Hintertür, zufrieden mit dem wiedererblühenden Geschäft und dem heiteren Lebensabfluß.

Die stille Bertha jedoch hatte sich ganz in die Küche zurückgezogen, ganz in die Stille, fort von den Scherzenden und dem spöttelnden Schmiel. So war auch sie zufriedener geworden, zufriedener mit sich und ihrer Vergangenheit. Heiter aber, heiter konnte sie nicht werden; und je fröhlicher es drinnen im Gastzimmer zu

ging, desto beklemmender zog die Sorge durchs Herz; Wenn's nur so bleibt, wenn's nur so bleibt! — Nun war es nicht ganz so geblieben. Max lag schon seit Wochen draußen an den Vogeln. Er schrieb dann und wann, immer zuversichtlich, immer beruhigend und anfragend nach allem, wie es daheim war. Anna versorgte die Gäste wie früher; doch ging alles ein wenig ernster, bestimmter und besonnener zu. Man sprach von denen da draußen, von den Vorträgen daheim, von der jungen Saat, den niederträchtigen Engländern, und jeder fragte dann auch nach Max. In der letzten Zeit nun konnte Anna wenig von ihm berichten. Die Briefe waren ausgeblieben; aber das war ja weiter nichts besonderes, zumal, wenn die Truppen vorgehen müßten. Sie gab sich zufrieden. Die alte Rite jedoch presste die Lippen mehr zusammen denn je, und ihre Blide wurden so tief, so unendlich weit und strahlten zurück in die Zeit um Anno 64. Und manchmal nickte sie ein wenig mit dem Kopf und bewegte leise, leise die Lippen, ließ aber keinen Laut hinaus. — Anna hatte das nicht bemerkt, — aber die stille Mutter Bertha, die jedes Gesichtsfächchen der alten Schwieger besser kannte als ihre eigenen. Und nun die Alte fast gar nichts mehr über die Lippen brachte, da hielt es Mutter Bertha für angebracht, auch einmal zu sprechen. — „Anna, hab sie eines Tages nach dem Essen an, befürchte ich, du wäst?“ — Anna war es, als hätte sie eine feine, feine Spitze in das Herz, richtete sich aber auf und erwiderte nur: „Ach gar!“ — „Ich dachte“, sagte fast schein die stille Bertha darauf und ging mit einem roten Kopf in die Küche. Von dem Tage an sprachen die Frauen noch seltener miteinander und dann nur von Dingen der Wirtschaft.

Drei Wochen waren fast vergangen, und noch immer fehlte jede Nachricht aus dem Felde. Da erschien eines Abends der Zimmermann aus dem Nachbarort. Er war mit Max eingezogen, gehörte zu demselben Regiment und trug jetzt, zurückgekehrt von der Front, den verwundeten Arm im Leuche. Er wußte manderleht von Max zu erzählen. Der Hauptmann hätte ihn einmal nach einem Patrouillengang gelobt und gesagt, wenn jeder so ganz seine Pflicht täte wie der, dann müßte es gut enden. — Noch an demselben Abend hätten sie einen Sturmangriff gehabt, wobei er selber am Arm verwundet worden wäre. Am nächsten Morgen hätten viele gefehlt. Ihn selbst hätte man ins Lazarett geschafft, — von Max aber wüßte er gar nichts zu sagen.

Während der Erzählung des Zimmermanns saßen die drei Frauen einmal prüfend an, dabei vielleicht das selbe denkend. Als der Erzähler schweigend fragte sie weiter nichts mehr nach Max; — denn es gibt Zeiten, wo man trotz alles inneren Suchens nach einer Gewißheit, einer letzten bestimmten Antwort gett, geru ausweicht.

In der folgenden Nacht mußten die drei Frauen wenig geschlafen haben, denn der neue Morgen erblidte sie mit grauen Schattten unter verweinten Augen. Es schien, als hätten sie alle drei, eine jede mit sich, gründliche Rücksprache genommen, als wäre etwas ins Klare gebracht worden. Eine jede schien einen dicken Strich hinter diesen Lebensabfluß gemacht zu haben, denn in aller Augen lag der Glanz der Ergebung: Max nun kommen was da will!

Als sie beim Mittagessen saßen, sprachen sie mehr denn früher, scherzten auch wieder mit Annas Spötzel, dem kleinen, kaum halbjährigen Mädchen. Jede von ihnen nahm es ein Weilschen auf dem Schoß, jede tat, als hätte sie noch etwas Besonderes für dieses junge Leben zu wirken. Dabei zeigten sie gegenseitig eine Herzlichkeit wie nie zuvor; und trotz aller inneren Abwehr die Tränen quollen, da gliperten sie auch gleich in den Augen der beiden anderen. — Anna aber raffte sich auf, nahm mit dem festen Blick der Hoffnung ihr Kind auf den Arm und trug es unter Tränen lächelnd und losend in die Kammer.

Am Nachmittag fiel der erste nasse Dezember Schnee. Der Briefträger kam, trant einen Schnaps, schüttelte sich und legte dann erst — zögernd einen Brief auf den Tisch. „Vom Kommando!“ sprach er mit etwas zitternder Stimme, drückte Frau Anna herzlich und teilnahmsvoll die Hand und ging hinaus. Die beiden älteren Frauen kamen aus der Hintertür hervor. Anna öffnete den Brief, überflog die Zeilen und reichte ihn den beiden anderen. Jede las und schwieg. Im Ofen knisterte das

Feuer. Leise klapperte der vom Dampf gehobene Deckel des Wasserkessels. Die alte graue Rite, die seit Mittag im Ofenloch gelegen hatte, froh hervor, rieb ihr glänzendes Fell an Annas Kleid und ließ ein weiches, leises, klagendes Rauern ertönen.

Anna nahm den Brief an sich, und schweigend ging jede an ihre Arbeit.

Drei Frauen wirken heute im „Rosenkranz“. Jede tut still ihre Pflicht, jede trägt den stillen Glanz der Ergebenheit im Auge. — Gegen Abend aber, wenn die Dämmerung durch das Dorf zieht, die stille Bertha draußen die Küche füttert und die junge Anna durch das leere Feld starrt, weit, weit hin nach Westen, — dann schleicht sich zuweilen die alte Rite in die Kammer zu ihrem Urerkelchen. Und wenn sie lange auf das kleine schlafende Ding herniederbrennt, bemerkt sie leise die Lippen, als wolle sie zu dem Kindchen sagen: Das ist nicht anders, mein Pöppchen, das ist nicht anders. Immer stille halten, immer stille, — die Frau soll das Haus bewahren im Frieden, der Mann aber im Krieg!

Der Spezialist für Damen.

Skizze von Maria Schott.

So oft ich an der Strahlende vorüberging, las ich topfschüttelnd auf einem weißen Porzellanschilde mit goldenen, schwarzen Lettern:

Dr. Leo, Arzt
Spezialist für Damen.
Spezialist für Damen! Bisher wußte ich nur von Frauen-Ärztin. Aber Spezialist für Damen? — Ich konnte mir keinen Wert daraus machen und fragte einen guten Bekannten, den ich gerade einmal an der Strahlende traf, was man wohl darunter verstände.

„Hm“, machte der, „das wird wohl etwas Hypermodernes sein. Vielleicht lernen wir ihn mal kennen.“

Leider sollte dies auf eine recht lustspiegelige und unangenehme Weise geschehen. Meine junge, allerliebste Frau schien mir seit einiger Zeit auffallend verändert. Ihr heiteres Wesen war einer leichten Melancholie gewichen, sie, die sonst überaus treu ihren häuslichen Pflichten nachkam, ließ alles gleichgültig an sich vorübergehen. Sie klagte über Magenverimmung, allgemeine Schwäche und war sehr leicht erregbar. Ich hat sie bringen, einen Arzt zu Rat zu ziehen; sie aber lehnte bestimmt ab und war auffallend unfreundlich zu mir. Wenn ich sonst vom Büro heimkehrte, kam sie mit einem goldenen Lächeln auf den frisch geputzten Lippen entgegen. Oft holte sie mich ab, und niemals fand ich die Wohnung nicht in Ordnung, denn die Dienstuben waren unter Ellys Leitung trefflich geputzt. Anders jetzt!

„Madame liegt“, hieß es, das Essen ward später als gewöhnlich angerichtet, dieses oder jenes stand nicht an seinem Platz, kurz, es begann ungemächlich in der Befahrung zu werden, und meine Sorge um meine geliebte Elly steigerte sich.

Eines Tages, als ich heimkomme, stürzt mir das Stubenmädchen entgegen, Madame habe eine Ohnmacht. Es sei Besuch dagesen, eine elegant gekleidete Dame, und als diese das Haus verlassen habe, habe man meine arme Elly in diesem Zustand gefunden.

„Schnell zu dem Arzt!“ drängte ich. „Zum ersten besten, wo Sie am ehesten ein Schild erblicken.“ — Während ich mich um meine Frau bemühte traf ein Arzt ein. „Dr. Leo“, murmelte er, sich leicht verbeugend, und schritt auf Elly, die bleich dalag, zu. Etwas Essen brachte sie auch sofort zu sich, so daß sie einige Fragen zwar schwach, aber klar beantworten konnte.

„Leo, Leo“, dachte ich mir, wo hatte ich diesen Namen doch gehört, — der nette, junge Herr schien mir aber ganz fremd — und jetzt hatte ich es: das war der Spezialist für Damen.

Als ich ihn hinausbegleitete und die trostliche Botschaft erhielt, daß ein ernstliches Leiden wohl nicht vorliege, konnte ich mir doch nicht enthalten zu fragen, worin seine Spezialität für Damen bestände.

Er lächelte eigenartig, dreideutig und maliziös, warf dann aber stolz sein blondes Haupt zurück und meinte etwas hochmütig: „Ich bin Spezialist für Seelenanalyse.“

„Sie glauben, meine Frau?“ — „Ja, das Leiden Ihrer Frau Gemahlin ist ein absolut seelisches, und in kurzer Zeit werde ich Ihnen mit Bestimmtheit sagen können, nach wel-

cher Richtung sich dieses auszubilden droht. Ich hoffe aber —“ setzte er, als er mein Erschrecken bemerkte, hinzu, „das Leiden auch vollständig heilen zu können. Adieu. Zu werde wir erlauben, morgen nochmals nachzusehen.“

Diese Worte wurden an einem Montag gesprochen. Dienstag, Mittwoch, Donnerstag wurden Seelenanalysen während meiner Abwesenheit vorgenommen und am Freitag ließ mich der Spezialist in seine Sprechstunde bitten behufs Uebergabe eines Rezeptes. Diese Sprechstunde war so überfüllt, daß der junge Arzt nur Zeit hatte mir ein Rezept in die Hand zu drücken. Dann verstand er hinter einer Tür.

„Ich entfalte das Rezept und las zu meinem Erstaunen: „Y-Strasse 49, drittes Schaufenster, vierter Ständer.“

Hier muß eine Verwechslung vorliegen, dachte ich mir und wartete, bis sich wieder die Tür aufthat.

„Parbon, Herr Doktor —“

Er lächelte. „Sie glauben, ich habe Ihnen einen falschen Zettel gegeben? Nein, mein Herr, das stimmt schon. Treten Sie einen Augenblick ein, ich will Ihnen diese Art von Arznei erklären. Ich habe gestern die Diagnose bei Ihrer Frau Gemahlin gestellt — Sie hat die Hutkrankheit.“

„Hut?“

„Bitte, lassen Sie mich ausreden. Ich bin kein oberflächlicher Arzt; ich habe auch bereits die Geschmacksrichtung Ihrer verehrten Frau Gemahlin studiert. Dieser Hut, der in der Y-Strasse 49, drittes Fenster, vierter Ständer ausgestellt ist, wird Ihre Frau so sicher heilen, wie zweimal zwei vier ist. Aber Sie müssen mir natürlich helfend zur Seite stehen. Die Apathe, in welcher sich Ihre Frau Gemahlin jetzt befindet, ist schon zu tief eingegriffen, als daß sie sofort Interesse gewinnen wird. Sie müssen sie an Schaufenster vorüberführen, wie zufällig auf den vierten Ständer aufmerksam machen, wiederholt über den Hut sprechen, das weitere ergibt sich schon von selbst. Parbon, Sie sehen, meiner hatten noch viele Patienten.“

Der Spezialist für Damen erhob sich und reichte mir die Hand.

„Ich ging. Erst wollte ich „Schaufelton“ austreten und das Rezept fortwerfen, aber dann — meine blasse Elly, mein veränderter Hausstand — der Ertrinkende klammerte sich an Strohhalme, klammerte ich mich also an einen Hut. Groß genug sind sie ja mitunter, um als Rettungsabn dienen zu können. Sinnend ging ich nach Hause.“

„Nun, Erich, was hat der Arzt gesagt?“ fragte meine kleine Frau, die in einer reizenden Matinee auf der Chaiselongue lag.

„Vor allem sollst du ausgehen, mein Lieb, Zerstreuung ist die erste Bedingung für dich.“

„Ausgehen!“ stöhnte sie, „ich bin viel zu schwach dazu. Wist Ihr, was in mir vorgeht?“

Ihre Tränen taten mir weh. Am Nachmittag verabschiedete ich sie wieder, sie zum Ausgehen zu bewegen. „Tue es mir zuliebe; versuche es. Ich nehme eine Drehsche, wir fahren ein wenig!“

Wir fuhren und der Aufsicht war genau instruiert, Y-Strasse 49, drittes Schaufenster, wie zufällig zu halten.

Er machte sich etwas an seinem Pferd zu schiffen.

„Schau mal!“ sagte ich, „die schönen Hüte. Dieser da auf dem vierten Ständer —“

Mein Blickes schaute meine Frau auf ein Inneel aus goldfarbigem Koffhaar mit Rosa-Rosen und einem Gerielf von Tüll und Spitzen.

Dann nickte sie ein wenig mit dem Kopf, seufzte und sagte matt:

„Ja, wenn man gesund wäre!“

„Das wird bald kommen.“

Andern Tages blieben wir zu Hause. Am nächsten begann meine Frau mir zu erzählen, daß vor ihrer Ohnmacht eine Freundin bei ihr gewesen, die von Paris gekommen sei. „Den Hut hättest du sehen sollen, Erich, noch ganz anders als der in der Y-Strasse.“

„So?“ — offen gestanden, ich habe den aus der Y-Str. gar nicht mehr im Gedächtnis.“

„Wir können ihn uns ja nochmals ansehen“, erwiderte sie. „Viel leicht bin ich noch dem Mittagsläschen kräftig genug, um ausgehen zu können.“

Wir gingen und standen lange vor dem Schaufenster.

„Wist du was?“ schlug ich ihr vor, „aus Freude über die Fortschritte, die deine Genesung macht, will ich dir den Hut kaufen, wenn er dir gefällt.“

„Du Güter! Gefallen tut er mir schon. Aber erstens weiß ich nicht, ob er kleidet, und — was soll eine frante Frau mit einem Hut?“

„Komm' nur, komm', gesund wirst du bald sein, die Hauptsache ist, ob er dich kleidet.“

Und er kleidete; er bezahlte — fünfundsechzig Franken — in der eigentümlichen Apotheke und wir verließen mit gemischten Gefühlen das Geschäft. Unterwegs sprach mein Frauchen etwas hastig, ob sie denn auch recht getan hätte, diesen Hut zu wählen, und nicht den anderen, der doch auch so schön sei. Fr. L. mit dem Pariser Hut würde ihr vielleicht besser geraten haben als ich. Diese hätte einen erquitten Geschmack. Eine Mode habe sie getragen, — eine Mode, Erich. —; sie seufzte, brach ab und brachte ihren alten Satz an: „Wenn man aber doch nicht gesund ist?“

Zu Hause probierte sie den Hut, der unterdessen eingetroffen war, nochmals auf, vergah ihre sonstige Mächtigleht und zog diverse Umhänge dazu an. Am Abend holte sie den Hut nochmals vor und meinte, ich hätte ihr doch gut geraten, er gefiele ihr ausgekleidet.

Meine Elly schloß vorzüglich, beschäftigte sich vormittags etwas im Haushalt und als ich nachmittags auf einen Sprung fuhr, kam, wie es meinen Freuchen ging, hieß es; sie sei ausgegangen. „Die gnädige Frau hatten den neuen Hut auf,“ fügte etwas ironisch lächelnd das Zimmermädchen hinzu.

Der Seelenkundige kam naturgemäß sehr weniger.

Erst als sich plötzlich Weinträmpfe einstellten bei meiner armen Elly, ließ ich ihn wieder holen.

Nachmal erhielt ich einen gelben Zettel in die Hand gedrückt, und diesmal stand darauf:

„Kassen Sie unverzüglich von Hochburg u. Co. das taubengraue Kostüm mit den schwarzen Worten, Fashion Nr. 44, kommen. Garantie auf eine halbjährige Heilung.“

Mechanisch las ich das Rezept drei-, viermal. Ebenso mechanisch das Aufgedruckte: „Dr. Leo, Spezialist für Damen.“ Ich seufzte tief — aber was tut man nicht aus Liebe — ihr zu Hochburg, erkund für zwei-

hundertfünfzig Franken das Kostüm und ließ es meiner tranten Frau zugehen. Ein paar Tage trug sie es — den Hut natürlich dazu, schmeichelte mir noch einen neuen Sonnenschirm und passende Handschuhe ob und meinte: dem Himmel sei, Dank, es ginge ihr jetzt wieder ganz gut. Nun wolle sie recht oft im Freien sein. Und der Arzt, der brauche natürlich nicht mehr zu kommen, der habe ihr überhaupt nicht mal was zu verordnen gewußt!

Ich aber drückte ihm dankend die Hand und bin entzückt von dem „Spezialisten für Damen“.

— Mehr kann man nicht verlangen. „Das nenne ich eine aufmerksame Bedienung! Während ich heut bei meinem Schuster die Reparatur meiner Stiefel abwartete, stoffte mir seine Frau gratis die Strümpfe!“

— Selbsterte n n n i s.

Get: „Sie sind so schweigsam, Fräulein Irma?“

Irma: „Ja, mir fällt heute nichts Geistes ein.“

Get: „Lieber Himmel, wenn ich immer darauf warten wollte!“

— Wortspiel. — Galatia:

„Als ich noch jung war, waren die Herren ganz außer sich, wenn sie mich sahen, jetzt sind sie alle außer Sicht!“

— Bei der Kaffeeverzite.

Hausfrau: „Aber, Frau Schulze, nehmen Sie doch Ihrem Gretchen ein Stück Torten mit nach Hause.“

Frau Schulze: „Ach nein, ich danke!“

Der kleine Fritz: „Mama, sie hat schon zwei Stückchen eingesteckt, als Du draußen warst!“

— Unter Studentianen.

„Du verheißt ja gar nicht mehr mit Deiner Kommilitonin Elsa?“

„Die ist seit dem letzten Kränzchen im Kaffeeverz!“

— Billiges Verlangen.

Direktor (zu dem entlassenen Straf-ling): „Was wünschen Sie noch, Kettner?“

„Sträfling (der kurz vorher photographiert worden ist): „Mei Photographie möcht' ich mir ausbitten!“

— Unmög! i. h. Angellagter kommen ist): „Darf ich auch ein- (der bisher noch nicht zum Wort gekommen reden, Herr Richter?“

Richter: „Sie haben selbstredend zu schweigen.“

Angellagter: „Aber Herr Richter, wie kann ich denn selbst redend zuweigen?“